



Der Lachs meines Urgroßvaters.

Von Gbatoplut Gsch.

Mein Urgroßvater, feinerster erster Schreiber auf dem Herrschaftsgut in S. in Nordwestböhmen, trat am 31. März des Jahres 1792 in das Amtseidamt seines Prinzipals, des Herrn Direktors — er war den Tag vorher als Verwalter des benachbarten Gutes ernannt worden — und brachte mit stotternder Red: die untertänigste Bitte um die Hand seiner Tochter, des Fräuleins Antonio, vor.

Der alte Herr zog die Augenbrauen enger und blickte streng auf den Vitzsteller. Doch ließ irgendein leichter Schimmer in seinem Angesicht verraten, daß jenes Gesuch weder für ihn überraschend kam, noch sonst unangenehm war.

„Ei, ei, ei!“ rief er mit gemachter Bewunderung. Wir haben also zweifellos schon mit Antonio ein Liebesverhältnis angeponen, ohne daß der Vater davon eine Ahnung hatte. Oh, oh, die heutige Jugend! Oh, diese neuzeitlichen, gottlosen Romane! — Und so rasch, wir haben also bloß auf die Verwaltschaft gewartet, damit wir uns ins eheliche Joch einspannen können! — aber vielleicht wird es mir dennoch vergönnt werden, Betreffs dieser Sache eine Nacht zu überschlafen und morgen — morgen!“

Er verstummte und überlegte. Sein Gesicht hatte sich vollkommen aufgehheitert. Um seine Lippen spielte ein fröhliches Lächeln. Er erinnerte sich, daß morgen der erste April war. Diesen Tag widmete er einem alten Brauch gemäß ausschließlich seiner Belustigung auf Kosten der Mitglieder seiner Familie, seiner Schreiber und des Schloßgesindes. Vom frühen Morgen an eilten stets am ersten April Boten vom Schloß nach allen Richtungen in die nähere und entferntere Umgebung wegen der verschiedenartigsten, unmöglichsten Dinge, und wenn sie erschöpft mit verlegten grinsenden Gesichtern zum Rapport zurückkehrten, lachte der alte Herr, daß ihm die heißen Tränen über die Backen flossen, und die Perücke am Kopfe wackelte.

Als er nach einem Weilschen aufschaute, las er auf dem Gesichte meines Urgroßvaters, daß dieser seine Gedanken erraten hatte, und deshalb sagte er ganz ohne Umschweife: Nun ja, morgen ist der erste April und dieser Tag eignet sich nicht für derartige ernste Angelegenheiten. Uebrigens eilt die Sache überhaupt nicht. Antonio wird im Mai erst 19 Jahre

alt, sie hat also zum Heiraten noch genug Zeit. Wenn sich die Umstände nicht ändern, so in zwei, drei Jahren — —“

So ein Aufschub paßte meinem Urgroßvater aber ganz und gar nicht. Er wagte es, auf die Glühwärme seiner Liebe hinzuweisen und auf die brennende Sehnsucht, die er schon an die zwei Jahre im Verstecke seiner Brust herumtrug.

Doch der Direktor sprach mit einem Nachdruck, der von der Unbeugbarkeit seines Willens zeugte: Ich habe gesprochen und damit basta! Wenn die Flamme dieser Liebesglut so mächtig ist, wie wir behaupten, wird sie auch die zwei Jahre noch überdauern. „Uebrigens“, fügte er nach einem Weilschen überlegen mit schelmischem Lächeln hinzu, „der Herr möchte die Hand seiner Auserwählten nur so spielend erlangen. In früheren Zeiten mußten sich die Ritter solche Preise in schweren Prüfungen und durch kühne Heldentaten erringen. . . Nun, ich weiß wohl, daß die gegenwärtigen Herrchen nicht mit Lanze und Schwert umzugehen wissen, und daß sie nur mit ihrem Geiste glänzen. Jahr für Jahr habe ich den Herrn am ersten April angeführt, wie ich nur wollte, nun denn, verjuche Er es jetzt einmal, ob er mir gewachsen ist. Gelohnt es Ihm, dann wollen wir gleich morgen die Verlobung feiern, und so Gott will, binnen kurzen auch die Hochzeit.“

„Aber, wie sollte ich mich dem unterstellen!“

„Ich erteile hiezu dem Herrn hiemit die regelrechte Erlaubnis. Einmal möge es der Herr morgen versuchen. — aber notabene: nur ein einziges Mal. Sollte Ihm wider Erwarten dieser Versuch gelingen, so werde ich mein Wort halten. Punktum!“

Am andern Tag in der Früh sah der alte Herr ohne Perücke im Schlafrock hinterm Tisch, auf welchen Fräulein Antonio eine gebümmte Schale voll Schokolade stellte. Da ließ sich ein zaghaftes Klopfen an der Tür vernehmen und nach einem mürrischen „Herein“ des Herrn Direktors huschte der edige Pförtner mit einer tiefen Verbeugung ins Zimmer.

„Was gibst denn so zeitig?“ weiterte der alte Herr auf ihn los.

„Ich bitte ergebenst, gnädiger Herr, es ist vom Herrn Förster ein Bote mit einem Lachs angekommen.“

„Mit einem Lachs? Mit was für einem Lachs denn?“

„Ich bitte ergebenst mit einem Lachs. Er hat ihn in der Kanglei dem hochgeehrten Herrn (so lautet die Titulatur meines Urgroßvaters) abgeliefert und dieser beliebt mich hieher zu senden, damit ich es dem gnädigen Herrn mitteile.“

„Ah, ah! Also der hochgeehrte Herr hat ihn hieher geschickt. Seht euch einmal an — aha!“ Der alte Herr stand auf und indem er dem Pförtner scharf in die Augen blickte, fragte er streng: „Und haben wir ihn gesehen, ich meine diesen Lachs?“ (Der Direktor liebte es, jeden in der ersten Person pluralis anzusprechen.)

„Ich selbst habe ihn nicht gesehen. Aber der hochgeehrte Herr äußerte sich, daß er geradezu ein Riesener! sei, und daß er zeitlebens noch keinen so großen Lachs gesehen hätte.“

„Und ich habe zeitlebens noch keinen so großen Dummkopf gesehen wie wir einer sind — verstehen wir?“ schrie der alte Herr den Pförtner an. „Und dem Herrn Verwalter wollen wir bestellen, daß ich ihm diesen ganzen Lachs als Präsent überlasse, und ihm dazu einen guten Appetit wünsche. — Nun, was gaffen wir denn da noch, beda!“

Nachdem der erstauete Pförtner weggegangen war, rieb sich der alte Herr die Hände und lächelte zufrieden, wobei er vor sich hinbrumme: „Mit so etwas will er mir kommen! Wenn seine Liebe so groß ist wie seit Mutterweis, so wird Antonio nicht gerade einen bedeutenden Treffer gemacht haben. Jajabaja! Einen Lachs! Wie läme denn unser Förster zu einem Lachs! Vielleicht hat er ihn in unseren Büschen gefangen! — Aber gut ist es so! Antonio ist ohnedies zum Heiraten viel zu jung.“

„Dere Antonio“, wandte er sich an diese, „bring mir die Sonntagssperücke und den Rod; ich werde der Amtshandlung beiwohnen.“

Wie man sieht, hatte der Lachs meines Urgroßvaters wenig Glück. Und leider folgte noch eine schlimmere Sache. Als Antonio aus dem Zimmer weggegangen war, schritt der alte Herr im Zimmer auf und ab und dachte sich, daß mein Urgroßvater heute seinen Untergebenen bei der Amtshandlung wohl kaum eine besonders freundliche Miene zeigen werde.

Und schon der nächste Augenblick bestätigte seine Vermutung auf eine unerwartete Weise. Man vernahm aus der Kanzlei das zornige Geschrei des ersten Schreibers, die Bitten des Robotfröners, eines selbstgeigenen Pächters, das Geräusch einer Bank und gleich darauf hagelte es Schläge mit einem Fagelstock wie mit einem Drehschlegel auf eine Tonne. Mit diesen Tönen vermengte sich das laute Webgeschrei des Armen, an dem die Exekution vollzogen wurde.

Dem Herrn Direktor brannte die Stirn vor Zorn. Das überstieg alles Maß! Die geäußerte Hoffnung des Schreibers sollte der arme Robotpächter wahrscheinlich wegen irgendeiner Kleinigkeit abküssen — vielleicht sogar ganz unschuldig. Und ohne seine — des Direktors — Erlaubnis und Ermächtigung! Er riß mit der Glocke am Tische . . .

In der Türe erschien der Diener: „Sofort in die Kanzlei gehen und anzeigen, daß die Bestrafung eingestellt werden möge, bis ich selbst erscheine.“

Der Diener verschwand und der Direktor erwartete, daß der Schreiber die Exekution gehorfsamst einstellen werde. Aber weit gefehlt! Die Schläge fielen weiter wie Hagelschlag so

dicht herunter, und das Jammergeschrei der Exekutierten war herzzerreißend.

Nun aber schritt der Direktor im Zimmer nicht mehr auf und ab, sondern rannte in demselben hin und her. „Das ist entsetzlich“, rief er halblaut, „so erlaube ich niemals zu bestrafen. Und eigenmächtig, ohne meine Einwilligung!“ Er ergriff neuerlich die Glocke und läutete, bis sich in der Türe das erschrockene Gesicht der Magd zeigte. „Augenblicklich in die Kanzlei eilen“, schrie sie der alte Herr an, „daß ich befehle, daß die Bestrafung augenblicklich eingestellt wird.“

Die Magd verschwand, und der Direktor lauschte ein Weilchen. Doch er vernahm Fagelstockschreie, öfter und heftiger denn zuvor und das Jammern und Flehen des unglücklichen Robotfröners. Jetzt aber bemächtigte sich des alten Herrn eine wilde Wut. Zum Glück trat Antonie gerade mit der Perücke und dem Feiertagsgewand ins Zimmer. Er fuhr mit einem Donnerwetter in die Arme hinein, setzte die Perücke oberflächlich auf und stürmte in die Kanzlei, daß ihm der Puder vom Kopfe nach allen Richtungen hinsäubte. Das im Gang versammelte Gefolge und die

Robotfröner blickten voll Verwunderung auf diese ungewöhnliche Erscheinung.

Nemlos stürzte er in die Kanzlei und gewahrte dort — eine leere Bank, welche der erste Schreiber aus aller Kraft mit dem Fagelstock bearbeitete, während der zweite Schreiber, eine fremde Stimme nachahmend, klägliche Schreie ausstieß.

Einen Augenblick blieb der alte Herr über dieser Erscheinung wie versteinert stehen. Dann begriff er die Bedeutung des Ganzen und rief zornig: „Genug mit der Dummheit! Wie konnten wir uns unterstehen —“

„Sie haben mir doch ausdrücklich gestattet —“

„Nun wohl, aber bloß einmal. Dieser Sach ist Ihnen schmeichlich misfallen . . .“

„Dieser Sach“, fiel mein Urgroßvater lächelnd ein, indem er die Türe des Nebenzimmers öffnete. „Ist mir ausgezeichnet geraten. Er dient mir als Verbündeter, um das Opfer meines Aprilscherzes in die erwünschte Sorglosigkeit einzuwiegen. Da ist er. Ein Riesentier. Er wiegt mindestens 60 Pfund. Ich ließ ihn durch Vermittlung des Herrn Höfners in L. . . bestellen für die heutige Verlobungsfeier!“

Der Heberzieher.

Eine Partier Espigbüdunge Michte.

Von Alfonso Croziere.

Tüllerich ist das, was man einen richtigen Beschwel nennt. Nichts glückt ihm. Wie alle obergläubischen Menschen hat er vor der Zahl 13 eine wahnsinnige Angst, aber er hat auch keinen Grund dazu, denn all sein Unglück ist stets von einer 13 hergekommen. Als er zum erstenmal stahl, war es an einem 13, an einem 13. wurde er von den Richtern abgeurteilt und zu 13 Monaten Gefängnis verdonnert. Als er seine Strafe abgeessen hatte, brachte er in 13 Tagen den geringen Betrag durch, den er sich mit Lügenstücken verdient hatte. Darauf sah er wieder gänzlich auf dem Trocknen.

Da triffst Tüllerich eines Morgens seinen Freund Raffke.

„Raffke, was ist denn mit dir los?“

„Mit mir“, meint Tüllerich etwas verlegen, „ist nichts gerade viel los?“ Ich habe an einem schattigen Orte eine kleine Kur durchgemacht, um eine weißere Hautfarbe zu bekommen, und jetzt beschäftige ich mich mit Kellame.“

„So, so, mit Kellame“, meint der andere.

„Das ist etwas Ausgezeichnetes. Man sieht, wie die Leute dabei dick und fett werden.“

„Ja, aber wenn man die Kellame als Bettelverteiler treibt, dann rümpft man eher dabei ab. Was treibst du denn eigentlich?“

„Ich? Ich war beim Theater. Das hättest du sehen sollen. Ein Bombenerfolg, mein Junge! Aber die Parade ist abgebrannt. Das war der Ruin des Direktors, der nicht versichert war. Und ich war mit einemmal ohne Engagement.“

„Wo ist das Unglück denn passiert?“

„Auf einem Kummelplatz . . . Jemandwo mußte ich doch zum erstenmal auftreten.“

„Hör mal, wenn du ein so guter Komödiant bist . . .“

„Besonders in tragischen Rollen . . .“

„Du, ich hab' eine Idee. Wir führen das Drama auf der Straße in aller Öffentlichkeit auf. Du spielst den verhungerten Armen, der vor Erschöpfung umfällt, und ich den wütigen Zuschauer, dem dein trauriges Schicksal zu Herzen geht. Ich veranstalte unter den Herumste-

henden eine Sammlung, übergebe dir das zusammengebrachte Geld und führe dich zu einem Bäcker. Dann verlaße ich dich. Ein Viertelstündchen später trifft man sich in einer Kneipe wieder. Du wirst sehen, daß wir von deiner Kunst sehr gut leben können.“

Raffke ist begeistert. Er schlägt ein.

Und die zwei Freunde sängen in aller Stürze an, ihre erste Vorstellung zu geben. Raffke übertraf sich selber. Er machte die Sache wundervoll natürlich. Er hätte in einem richtigen Theater Ehre eingelegt. Die erste Sammlung brachte dreißig Groschen ein.

„Siehst du, mein Junge, welch ein Erfolg!“ murmelte Raffke.

„Ich traue' meinen Augen nicht . . .“

„Was für ein Künstler bin ich doch! Hast du gesehen, wie ich . . .“

„Ich hab' mich beherrschen müssen, um dir nicht Beifall zu klatschen. Du siehst, daß ich deine Leistung anerkenne.“

Zwölf Tage lang lebten die beiden Freunde von Tüllerichs List.

„Es ist gar nicht zu glauben, daß wir schon bei der 96. Vorstellung sind“, meinte Raffke.

„Rechn' bloß nach: 8x12.“

„Und doch stimmt es. Wir werden bald die hundertste feiern.“

O weh, die beiden Gauner kamen nicht so weit. Als Raffke am Morgen des 13. Tages die Komödie beginnen wollte, bemerkte Tüllerich, daß sie von zwei Gestalten beobachtet wurden, die von dem Stücke wenig erbaut schienen.

Tüllerich witterte sofort Agenten in Zivil. Als er Raffke seine Befürchtungen mitteilte, brammte der:

„Ein so hübsches Stück! Die Kerle sind imstande, es durchfallen zu lassen.“

Sie gingen über die Brücke, um die Aufmerksamkeit der Polizisten von sich abzulenken; dann schritten sie zu einer Reinißgenierung. Wie aus der Erde geschossen, stürzten sich da die Agenten auf die beiden Gauner.

Das Gericht ließ dann Raffke gegenüber Milde walten, aber die Strafe für den immer

wieder rücksichtigen Tüllerich war gelassen. Er brühte sich mehrere Monate im Gefängnis herum, flehte wieder unzählige Tüten und verließ den Kerker zu Winters Anfang, zu einer Jahreszeit also, wo der Wind die Ärmsten, die schäblich gekleidet sind, schon recht unansehnlich anpfeift. Der arme Tüllerich hatte keinen Heberzieher und klappte vor Frost. Oh, Wunder, da fällt ihm eines Tages ein Heberzieher vom Himmel herab. Ein Dienstmädchen klopft den ihres Herrn aus, und er entgleitet ihrer Hand. Tüllerich hebt ihn auf und ergreift die Flucht. Niemand ist Zeuge des Vorfalls gewesen. Tüllerich springt in einen Autobus und fährt bis zur Endhaltestelle. Als er den Wagen verläßt, ist er wenigstens sicher, daß er sich in dieser Entfernung nicht mehr zu bemerken braucht. Er zieht den Heberzieher an und geht weiter. Mit einem Male jedoch . . . weh! seitwärts! In der Entfernung! Die beiden Agenten in Zivil, die vor mehreren Monaten seinen Geschäftsbetrieb lahmgelegt haben, tauchen vor ihm auf. In Gedanken macht sich Tüllerich über sie lustig.

„Ihr möchtet wohl, daß ich was anspreche, damit ihr mich wieder klappen könnt! Ich kann mich beherrschen!“

Plötzlich stürzen die Agenten auf ihn los.

„Wir sind doch alte Bekannte, nicht wahr, mein Junge! Also, zieh dich nicht und jag uns, wo du den Heberzieher geklaut hast.“

„Aber der Heberzieher gehört doch mir!“

„So? Dann komm mal mit zum „Chef“ und beweihe dort, daß du wirklich der Besitzer bist.“

„Das ist zu stark!“ brüllt Tüllerich. „Wie soll ich denn beweisen, daß es mein Heberzieher ist? Soll ich euch vielleicht eine Rechnung vorlegen? Und warum beschuldigt ihr mich, die Kleidungsstücke, die ich trage, gestohlen zu haben? Wenn man da erst einmal anfangen wollte . . .“

„Halt doch bloß die Klappe, alter Schwätzer“, unterbricht ihn einer der Agenten. „Wenn du vermeiden wolltest, daß wir dich fassen, dann hättest du dir bloß das Knopfloch anzusehen brauchen. Wir haben den Braten gerochen, weil du unberechtigtweise eine Anzeigung triffst.“

„Armer Tüllerich! Sein Pech hatte ihm wiederum einen bösen Streich gespielt. Er war nämlich mit einem winzigen Bündchen der Ehrenlegion herumspaziert, das seiner Aufmerksamkeit entgangen war.“

Despoten, Verbrecher, Sklaven.

Randnoten von Nicolas Chamfort (1791-1794).
Deutsch von Bernhard Jolles.

Alles, was „Geschichte“ heißt, ist in Wahrheit nichts andres als eine unübersehbare Liste von Greuelthaten. Deshalb hassen die Tyrannen die objektive Geschichtsforschung und dulden allenfalls, daß man die Schandthaten ihrer Vorgänger andeute, um die Aufmerksamkeit von ihren eigenen Schandthaten abzulenken. Was soll man den Volkern zu ihrem Troste sagen? Höchstens, daß sie nicht unglücklicher sind, als die lange Reihe ihrer Vorgänger es war.

Der französische Adel verkündet seinen Ruhm, indem er immer wieder betont, daß er unmittelbar von jenem Häuflein gepanzelter, gewappneter, gebieter und behelmter Männer abstamme, die, hoch zu Ross, die acht oder neun Millionen friedlicher Menschen, die Vorfahren der gegenwärtigen Nation, bis auf die Haut geplündert haben. Daraus also leiten sie ihre Ansprüche auf die besonderen Rechte her, die sie für sich geltend machen.

Um sich vor der Gefahr des Aussterbens zu bewahren, verjüngt und erneuert sich dieser Adel, indem er sich mit den Familien derer verzwängert, die es verstanden haben, noch die Kerkern auszujaugen und sich so ein Vermögen zu machen.

Die schlecht muß es um die Einrichtungen der menschlichen Gesellschaft bestellt sein, wenn es möglich ist, daß eine Kaste, die Haß und Verachtung verdient, es wagen darf, die höchste Bevorzugung zu beanspruchen!

Genau so, wie es nötig ist, von Adel zu sein, um ein Schiff zu besichtigen, genau so mußte es, losfischerweise, nötig sein, daß man Geheimsekretär des Königs war, ehe man Schiffsarzt oder Matrose werden kann.

Könige und Priester, die den Freitod als Verbrechen abstempelten, hatten nichts weiter im Sinn als den Wunsch nach Verewigung unserer Sklaverei. Sie wollten uns den Ausgang aus unserm Gefängnis verbauen und gleichen darn dem Riesen in Dantes Inferno, der die Pforte des Kerkers vermauern ließ, nachdem er den unglücklichen Ugolino eingeschperrt hatte.

Nicht es nicht fast überall so, daß man die Brandstifter in Frieden läßt, die aber, die die Stummglode läuten, verfolgt und zur Rechenschaft zieht?

Die Gesellschaft besteht aus zwei großen Klassen: aus der Klasse derer, die mehr Diners als Appetit, und aus der Klasse der andern, die mehr Appetit als Diners haben.

Selbst die Könige unterschätzen zuweilen das Quantum von Geist, dessen man bedarf, um niemals lächerlich zu wirken.

Die fettsamsten Gewohnheiten und die albernsten gesellschaftlichen Regeln stehen in Frankreich (und anderswo) unter dem Schutze der Redensart: „Es ist üblich.“

Mit demselben Recht antwortet ein Gottentote auf die Frage eines Europäers, warum er Menschfressen freisse und das Ungeziefer, von dem sein Körper wimmelt: „Es ist üblich, diese Insekten als Nahrungsmittel zu verwenden.“

Die Schranzen erzählten den Fürsten, die Jagd sei ein getreues Abbild des Krieges. Sie haben recht. Die Bauern, deren Felder sie ver-

müsten, die Tiere, die sie zu Tode hegen, wissen ein Lied davon zu singen.

Der Adel, jagen die Adligen, ist das Bindeglied zwischen König und Volk. . . Ja, genau so, wie der Jagdhund das Bindeglied zwischen dem Jäger und dem Hasen ist!

Für mich alles, für die anderen nichts! Das ist der Wahlspruch des Despotismus und der Aristokratie.

Ich bin du, und du bist ich! So lautet die Devise der Demokratie.

Wer das Bessere erkennt, wähle das Bessere.

Wenn man bedenkt, daß die Menschheit in 30 oder 40 Jahrhunderten und in allen ihren Kämpfen und Erleuchtungen kein höheres Ziel erreicht hat, als die Hunderte von Millionen, die den Erdball bevölkern, einigen Duzend Despoten auszuliefern, deren Mehrzahl unwissend und idiotisch und von denen jeder einzelne Werkzeug in den Händen verbrecherischer Narren ist, wenn man dieses Ergebnis mit klaren Sinnen feststellt, was soll man dann noch von dieser Menschheit halten und für ihre Zukunft erhoffen?

Daß nur die Edelleute zu den großen und einflussreichen Stellungen gelangen können, ist einer der verhängnisvollsten Irrtümer, die in den sogenannten zivilisierten Ländern zu den unansprechbaren Einschränkungen gehören. Es ist so, als wollten die Viel für sich das Recht in Anspruch nehmen, die Pferde von den Turnieren anzuschließen.

Hände sich ein Historiker vom Range des Tacitus, der den Ritt besäße, die wahrheitsgemäße Geschichte unserer guten und edlen Könige zu schreiben, also einen ungeschminkten Bericht aller Mißbräuche, Ungerechtigkeiten und Gewaltthaten zu geben, die leider oftmals im Dunkel des Vergessens bleiben — welcher von den Königen könnte dann noch erhoffen, daß er uns geringeren Abscheu einflößte als Tiberius?

Nur die Geschichte eines freien Volkes ist des Interesses der Besten wert. Die Geschichte eines vom Despotismus unterjochten Volkes ist nichts anderes als eine Sammlung mehr oder minder glaubhafter Anekdoten.

Jedem Volke die Regierung, zu der es sich bekennt! Recht des Volkes ist es, Dummheiten zu denken und zu reden, Recht der Tyrannen aber, sie zu begehen.

Es ist ein Unglück für die Völker, ein Glück für die Tyrannen, daß die Armen, Enervierten und Unterdrückten nicht den Instinkt oder den — Stolz des Elefanten besitzen, der es ablehnt, sich in der Gefangenschaft zu vermehren.

Der fette Reichtum hat's ausgedacht,
Daß Armut niemandem Schande macht.
Die Schlemmer lehren am vollen Tisch,
Wie Salz und Brot hält die Wangen frisch.
Die Tauben gurken vom Dachstrand:
„Rehmt lieber den Sperling in der Hand“ . . .
Und die Dummheit sahen den Mehrheitsbeschluß,
Daß stets der Klügere nachgeben muß.

Blumenthal.

Ich bin Prolet wie du!

Glaubst du, mein Bruder, daß ich mehr bin als Prolet,
Weil meine Hände weiß — und meine Feder
Hammer mir und Amboss?
Ich bin ein Namenloser, der in gleicher Reihe
steht
Wie du und du: nackt, hilflos, nur im Glauben
groß.
Mein Wert und meine Tage sind wie die deinen
Fron und Qual,
Und selbst die Nacht, die schlafsegnet dich um-
hüllt,
Mir ist sie nicht vergönnt; es reißt sich ohne Zahl
Bild und Gedanke, hart von Zwang erfüllt . . .
Mein Bruder, Freund: Ich bin Prolet wie du
Und ächze bitter unterm Joch der harten
Pflichten,
Und dieses aufsehende Herz kommt erst zur
Ruh,
Wenn es im Streit mit sich, im Selbst-vermachten
Sich tausendfach befreit, bezwungen und bewährt;
Wenn aus dem Ich das heilige Wir geworden,
Wenn es a'lein Gemeinschaft nur begehrt,
Und wir erstürmt der Zukunft dunkle Pforten.
Kastigan.

Eine Nacht in Venedig.

Von J. Ad. Arènes.

Als der Schuß verhallt war, stand Guiseppe einen Augenblick still und horchte in die Finsternis hinein. Er hörte einige wackelnde Schritte, gewahrte eine dunkle Gestalt, die eine Treintreppe hinunterrollte und zusammenfiel. Dann wurde es ganz still. Nur das schwere, mattschimmernde Wasser des Kanals schlug sanft gegen die Mauer.

Da wurde ein Fenster geöffnet. Gerade über seinem Kopf und eine ängstliche Frauenstimme flüsterte:

„Bist du's, Guiseppe?“ Und gleich darauf fragte auch eine jüngere Stimme zitternd und tränenerfüllt dasselbe in die Nacht hinein.

„Vater, was ist geschehen?“
Guiseppe antwortete nicht. Sein Gehirn arbeitete rasend. Wen in aller Welt hatte er erschossen? Diesen oder jenen Dieb? Vielleicht einen Mörder? Wäre er fünf Minuten später gekommen, hätte er vielleicht seine Frau und seine Tochter als Leichen gefunden!

Er ging hinauf und warf seinen Revolver auf einen Tisch. Er süßte sich außerordentlich erschöpft und schwach.

„Hört ihr denn nichts, bevor ich kam?“ fragte er die Frauen. Beide schüttelten verneinend den Kopf.

„Nein!“
Guiseppe erzählte:
„Als ich die Tür öffnete, sah ich wie sich ein schwarzer Schatten gegen die Wand drückte. Ich rief irgendwas und es schien mir, als ob der andre sich dazu anstielte, sich auf mich zu stürzen. Nun ist er tot — dieser Schurke!“

„Wer kann es nur sein?“ fragte der Mörder klanglos, und die Tochter meinte:

„Wir müssen zusehen, ob er wirklich tot ist!“
Alle drei gingen sie hinunter. Guiseppe wendete das Gesicht des Toten dem Lichte zu. Beide Frauen schrien auf, wie aus einem Munde:

„Maria!“ Beide fielen sie schluchzend bei der Leiche nieder.

„Ihr wüßtet also, daß er hier war?“

Guiseppe richtete sich auf und dachte nicht mehr daran, daß er gemordet hatte. Ein furchtbarer Verdacht bemächtigte sich seiner. Dieser Mann war also in seinem Hause ein- und ausgegangen! Sie betrogen ihn — wer von den beiden? Beide etwa? Seine Frau, die er liebte, und

seine Tochter, die er erzog! Und er — der sich eingebildet hatte, Herr seines Hauses zu sein!

Er packte jede am Arm und befahl ihnen drohend, die Wahrheit zu sagen.

„Was soll ich denn sagen, Guiseppa?“ sprach die Mutter weinerlich. „Ich weiß genau so viel, wie du!“ Und die Tochter jammerte:

„Warum peinigst du mich, Vater, ich schwöre — ich weiß nichts!“

Guiseppa beugte sich über den Toten. Er untersuchte die Taschen, las die Papiere, die in seiner Brusttasche lagen. Nichts. Dann sah er verbittert auf. — „Nicht einen Schlüssel besitzt er! Einer von euch muß ihn also heringelassen haben! Aber wer von euch? Du? Du? . . .“

Aber die beiden schmerzverzerrten Gesichter verrieten nichts.

Da begriff Guiseppa, daß er mit diesem fremden Manne auch die Wahrheit geteilt hatte. Vielleicht konnte er die Frauen zu einem Geständnis zwingen. Aber — gestand auch wirklich die eine — täte sie es nicht nur, um die andere zu decken? Lüge und Verrat hatten sich in sein Haus eingeschlichen — wie ein unheimlicher Toter . . .

Guiseppa ging langsam die Treppe hinauf. Er ergriff den Revolver und richtete ihn auf seine Schläfe.

Ein Schuß kraschte. Darauf trat Stille ein.

Nur das schwarze, bleischwere Wasser schlug dumpf gegen die Mauer des Hauses.

Wer weiß das?

Das Taschentuch kam zuerst in Venedig auf. Und zwar zu Anfang des 16. Jahrhunderts. Erst in der Mitte des 17. Jahrhunderts wurde es in Deutschland eingeführt. Damals diente es als Lugsartikelfel. Mit der Verbesserung der Sitten wurde es glücklicherweise Gebrauchsartikel.

Ein Eisberg, der 100 Meter über dem Meeresspiegel emporragt, taucht um das Siebenfache seiner oberen Länge in das Meer hinab.

In Süddeutschland hat man für „schlafen“ die hübsche Umdeutung „die Augendeckel von innen anschauen“.

Hans Sachs, der „Schuhmacher und Boet dazu“ soll ein großer Katzenfreund gewesen sein. Er wurde auch von einem Zeitgenossen mit einer Katze auf dem Rult gemalt.

In einem Vienenforde befinden sich im Sommer zwischen 40.000 bis 50.000 Vienen.

Der beste Tee kostet in China nur rund 25 Pfennige das Pfund.

Uncle Sam (englisch: Onkel Sam) ist eine scherzhafte Bezeichnung der Amerikaner, deren Ursprung mit Sicherheit nicht nachweisbar ist. Vieljäh wird behauptet, daß Onkel Sam aus einer wichtigen Deutung von U. S. Am. gekürzt für United States of America entstanden ist.

Merlei.

Warum das Herz schlägt. Man weiß heute, daß ein aus dem Wirbelkollum herausgeschmittenes Herz einige Zeit weiter schlägt, und daraus ergibt sich, daß der Anreiz für den Herzschlag in diesem Organ selbst zu suchen ist. Daß dieser Anreiz auf einen chemischen Reiz zurückgeht, ist auch schon seit langem angenommen worden, aber erst in neuester Zeit ist es gelungen, in die chemischen Vorgänge, die die Herz-

bewegung hervorzurufen, einen näheren Einblick zu gewinnen. Professor Dr. S. Haberlandt (Innsbruck) berichtete kürzlich über seine Untersuchungen am Froschherzen, in deren Verlauf er einen Erregungsstoff nachweisen konnte, durch den der Herzschlag ausgelöst wird. Dieser Erregungsstoff darf nicht mit dem von D. Böwi (Wien) entdeckten Herznerbenstoff verwechselt werden, der die Bewegung des Herzens fördert, aber nicht hervorbringt. Professor Haberlandt nimmt an, daß die Auffindung des Herzerregungsstoffes in absehbarer Zeit auch in der praktischen Medizin Bedeutung gewinnen kann, insofern es möglich erscheint, ihn bei entsprechender Gewinnung aus Herzen großer Schlachttiere für ärztliche Zwecke als physiologisches Herzmittel, als natürlichen Anreger zu schwacher Herztätigkeit, in der Heilkunde zu verwenden.

Hunger in China. Von je 19 Jahren sind in China 18 Jahre, die in größeren oder ganz großen Gebieten Mikernte bringen. Die aus religiösen Gründen gebotene ungeheure Vermehrung der Bevölkerung bringt es mit sich, daß von 100 Geburten wegen des Hungers nur die Hälfte das 10. Lebensjahr erreicht, nur der dritte Teil erwachsen wird. Das ist natürlich eine sinnlose Verschwendung des Menschen und die erste Pflicht abendländischer Aufklärung muß sein: Vorbeugungsmittel und religiöse Aufklärung. Glücklicherweise ist der Chinese keineswegs fanatisch fromm, wie die Juden, Mohammedaner und Christen, die alle anderen als die eigenen Anhänger für die Hölle verfallen ansehen. China ist der Aufklärung zugänglich, der Hunger könnte dort rasch vernichtet werden, wenn man moderne Aufklärung ins Land bringt. Aber dieses Land ist groß — und 400 Millionen Menschen aufzuklären, ist ein schier aussichtsloses Unternehmen . . .

Das mörderische Auto. Die Zahl der in den Vereinigten Staaten im Jahre 1927 durch Automobile getöteten Personen hat gegenüber dem Jahre 1926 um 1316 zugenommen und betrug insgesamt 26.618. Außerdem erlitten 799.000 Personen durch Kraftwagen ernste Verletzungen. Der volkswirtschaftliche Verlust an Menschenleben, Arbeitskraft und Materialschaden wird auf 672.000.000 Dollar geschätzt. Die Zahl der Kraftwagenunfälle an Bahnübergängen hat eine leichte Verminderung erfahren. Dort betrug die Zahl der getöteten Personen 2120 gegenüber 2444 im Jahre vorher.

Weiteres.

Abgefertigt. In der Elektrischen sitzt eine sehr junge, einfache Frau mit ihrem Baby, das sie etwas unbeholfen im Arm hält. Ihre Nachbarin, älteren Datums, wirft dauernd mißbilligende Blicke auf sie und läßt ihren Redefluß mit Ratschlägen aus der Erziehungspraxis an ihr aus. „Neberhaupt“, krönt sie dann ihre Mißmutsäußerungen, „eine Frau sollte, weiß Gott, nicht eher ein Kind haben, ehe sie's zu halten versteht!“ — „Jawohl, und 'n Mund auch nicht!“ lautet die schlafertige Entgegnung.

Die Klust. „Wie kam es denn eigentlich, daß du dich scheiden liebest?“ — „Gott, zwischen mir und meinem Manne tat sich eine Klust auf.“ — „Ach nee.“ — „Na ja, und in der Klust stecke sein Freund Peppi.“

Mund und Nabel. „Also, Nabel, du heiratest Jim? Ich dachte, das war bloß ein Flirt.“ — „Das hat Jim auch gedacht.“

Einfaches Mittel. „Schredlich, dieses Berlin“, sagt aufgeregt die Tante, „gleich zwei Kerle sind mir heute auf der Straße nachgestiegen.“ — „Aber, Tante“, bemerkte Klein Edith unschuldig, „da härtest du dich nur einmal umzusehen brauchen, und schon waren sie weg!“

Der liebe Gatte. „Denke dir Mann, in Mitelafrika kostet eine gute Frau fünfzehn Mark! Ist das nicht empörend?“ — „Wie? Eine gute Frau darf ruhig bis fünfzehn Mark kosten.“

Glückliche Unwissenheit. „Daß der kleine Junge nicht friert, wundere mich. Das Thermometer zeigt zehn Grad Kälte!“ — „Was versteht so'n Kind vom Thermometer!“

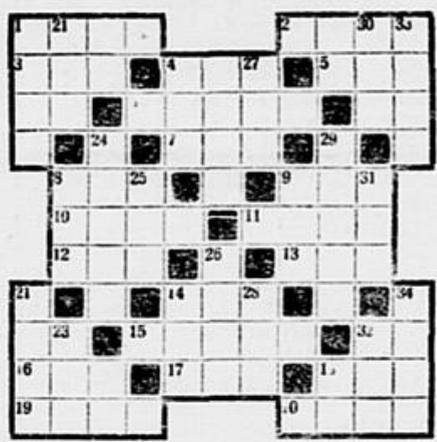
Standesamt. Ihre Trauung war erst für morgen angesetzt. — „Morgen kann ich leider nicht.“ — „Also gut, ich will Sie heute trauen — aber das nächstemal seien Sie pünktlich!“

Dem Manne kann geholfen werden. Schlenzmaier rennt zur Polizei. Eine Wit hat er im Leibe. „Herr Kommissar! Geben Sie mir zwei Schupos mit! Mein Zwangsmieter ist frech geworden, er hat mir eine runtergehauen! . . .“ — „Aber, bester Herr, deshalb können Sie doch die Polizei noch nicht bemühen! Das genügt doch nicht zum Einschreiten!“ — Schlenzmaier dreht sich um: „Gemacht. In 'ner Viertelstunde schide ich nochmal her! . . .“

Das zweite Ich. „Kommy, jagte dir denn dein Gewissen nicht, daß du Unrecht tatest?“ — „Ja, aber ich glaube nicht, alles, was ich höre.“

Rästel-Gde.

Kreuzwörterrästel.



Wagrecht: 1. Gestirn, 2. Getränk, 3. Abschiedswort, 4. Stadt in Südtirol, 5. Asiatische Münze, 6. lebhaftes Järbung, 7. treffl. Charaktereigenschaft, 8. Zeitmesser, 9. alte Waffe, 10. Stadt in Frankreich, 11. Spielfarbenfarbe, 12. Partei- und Gewerkschaftsführer (?), 13. Baumart, 14. Teil des Hauses, 15. künstliche Wasserstraße, 16. Physiker, 17. Teil des Auges, 18. Fisch, 19. Behälter, 20. Kleidungsstück. — Senkrecht: 1. Raquetier, 21. Nahrungsmittel, 22. Gedicht, 8. Frauenfigur aus der deutschen Sage, 23. Nachtvogel, 24. Ort in Böhmen, 25. alkoholisches Getränk, 4. Körperteil, 14. Bodenlenkung, 26. Frauenname, 27. Singstimme, 28. Teil des Wagens, 9. Sohn Jakobs, 29. Erfinder im Altertum, 30. Nebenfluß der Donau, 31. Europäische Hauptstadt, 32. Verdichtstoff, 33. Gesichtsteil, 34. altes Längenmaß.

Auflösungen der Rästel aus der vorigen Nummer:

Silbenrästel: 1. Emir, 2. Säge, 3. Widukind, 4. Athen, 5. Einerlei, 6. Chevaleresk, 7. Subordination, 8. Tapete, 9. Heinrich, 10. Ithmus, 11. Ransen, 12. Irene, 13. Ephraim, 14. Dante, 15. Eifel, 16. Rachtigall, 17. Basilika, 18. Ringelrotter, 19. Oboffe, 20. Limbukt, 21. Gefäß, 22. Enthauptung, 23. Ramsau — „Es wächst hinieden Brot genug für alle Menschenkinder.“